



1926-02-28

Berliner Not im Frühling

Michaelis Karin

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260228&seite=33&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Karin, Michaelis, "Berliner Not im Frühling" (1926). *Essays*. 690.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/690

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Berliner Not im Frühling 1926.

Von Karin Michaelis.

In Berlin war am 1. Februar jeder 16. Mensch erwerbslos und jeder 21. erwerbslos ohne Unterstützung. – Sprechende Zahlen. Dann der unabsehbare Zug von Invaliden, Kriegerwitwen, zugrunde gegangenen Kleinrentnern, Pensionisten, kurz alles Leute, die nicht davon leben können, was ihnen der Staat gibt.

Der Chef eines großen Berliner Warenhauses erzählte unlängst bei einer Mittagsgesellschaft, wie er, in Erwartung eines guten Weihnachtsgeschäftes, 75 Aushilfskräfte engagiert hätte; gegen ein Honorar von 50 Mark sollten sie die letzten zehn Tage vor Weihnachten in seinem Geschäft arbeiten. Das Warenhaus liegt in einem Arbeiterviertel. Als ihm Anfang Dezember klar wurde, daß es kein Weihnachtsgeschäft geben würde, rief er die 75 Aushilfskräfte zusammen und bot ihnen zehn Mark Abfertigung an. Am 15. Dezember versammelte er sein ständiges Personal und verabschiedete zwei Drittel und teilte dem letzten Drittel mit, sie müßten fortan um die Hälfte ihres Gehaltes bleiben oder sie könnten gehen. Niemand ging.

Ein festangestellter Eisenbahner, der seit 32 Jahren im Dienst steht und trotz des festgesetzten Achtstundentages oft vierzehn Stunden täglich arbeiten muß, bekommt dafür wöchentlich 23 Mark 60 Pfennig. Die Familie besteht aus Frau, einer gichtkranken Tochter, einem Sohn, der Kriegsinvalid ist, einer Schwiegertochter und drei kleinen Kindern. Die Invalidenrente des Sohnes beträgt 21 Mark im Monat. Die Frau und die Schwiegertochter nähen Blusen und können zusammen 8 Mark wöchentlich verdienen. Die Summe von 35 Mark wöchentlich muß reichen, um fünf Erwachsene und drei Kinder mit Wohnung, Beheizung, Beleuchtung, Kleidung, Essen, Gewerkschaftsabzügen und obligatorischer Krankenkasse zu erhalten. Am Weihnachtstag fiel die Frau auf der Straße und brach den rechten Arm, so daß sie mit mindestens viermonatiger Arbeitsunfähigkeit rechnen muß. Sie wird in der Poliklinik der Universität behandelt, wo sie täglich 50 Pfennig für eine Thermalbehandlung und 20 Pfennig Trinkgeld auszulegen hat. Der alte Familienvater hoffte auf eine Lohnerhöhung zwischen 2 und 10 Pfennig die Stunde. Der Betriebsrat hat diese Erhöhung für die Eisenbahner verlangt. Die Gesellschaft hat sie glatt verweigert. Zur gleichen Zeit aber hielten die Direktoren einen Bierabend ab, der 3600 Mark kostete. Zur gleichen Zeit wird im Direktionsgebäude eine neue Toilette eingerichtet, in der schon die Waschsüssel allein 8000 Mark kostet.

Deutschland hat jedes Jahr 800.000 Totgeburten. In Berlin sterben 11 Prozent der Kinder als Säuglinge. Durch eine private Untersuchung im Armenviertel Moabit, das nicht zum schlimmsten in Berlin gehört, erfuhr man, *daß 18 Prozent aller Kinder in ihrem ersten Lebensjahr keine Milch zu kosten bekommen haben und 6 Prozent bis zum Alter von vier Jahren. 8 Prozent der Moabiter Kinder haben bis zum Ende ihres zweiten Lebensjahres den licht- und sonnenlosen Raum, in dem sie geboren wurden, nicht verlassen.* Kein Wunder, daß Rhachitis [sic] [Rachitis], Tuberkulose, Magen- und Darmkatarrhe in diesem Kinderbezirk endemisch sind. *32 Prozent von allen in Berlin gebornen Kindern kommen mit venerischen Augenentzündungen zur Welt.* Die Wohnungsverhältnisse, die zwölf Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes in den gleichen Raum zwingen, Eltern, Kinder und Mieter in einem Bett, verschaffen schon kleinen Kindern übertragene Geschlechtskrankheiten, und zwar direkt und indirekt.

Die Familie G. lebte bis 1920 in Schlesien als Landarbeiter, dann zog sie mit etwas erspartem Geld nach Berlin und fing einen Gemüsehandel an. Die Familie bestand aus Mann, Frau, drei Töchtern und drei Söhnen. Ein halbes Jahr ging es gut. Die Mutter der Frau kam aus Schlesien nach, um bei ihnen zu wohnen. Da fing der Mann zu trinken an und vernachlässigte das Geschäft. Nun mußte man in ein Hinterhaus ziehen. Die älteste Tochter heiratete, die anderen erwachsenen Kinder versuchten, die Familie über Wasser zu halten. Der Vater wurde ins Gefängnis gesteckt, weil er sich an seiner jüngsten Tochter verging (kein Mitglied der Familie war je vorher in Konflikt mit dem Gesetz geraten).

Drei Jahre später ist das Bild das folgende: Die Mutter und Großmutter leben mit den Kindern der ältesten Tochter zusammen und zeitweise mit dem Vater, wenn er nicht gerade wegen neuer Sittlichkeitsvergehen im Gefängnis sitzt. Sie leben in einem Kohlenkeller im zweiten Hinterhause. Im Raum ist kein Fenster, nur ein Luftloch, kaum zwanzig Zentimeter im Quadrat, mit Drahtnetz und ohne Glas. Die alte Frau hat noch ihr Bett, aber kein Bettzeug. Sie schläft darin mit den kleinen Kindern, bedeckt mit alten Kohlensäcken, während die Mutter auf dem bloßen Boden ihr Nachtlager sucht. Sie trinkt. Die älteste Tochter und ihre Schwester suchen ihren Erwerb auf der Straße. Ihr Mann ist beider Zuhälter. Das jüngste Mädchen ist aus dem Pflegeheim geflüchtet, und man vermutet, daß sie mit einem Zirkus in Polen herumwandert. Der älteste Sohn, der letztes Jahr arbeitslos war, ist straffällig geworden, weil er, um einem Freund zu helfen, dessen Gefängnisstrafe auf sich nahm. Der zweitälteste Sohn ist chronisch arbeitslos. Seine Braut erhält ihn durch Prostitution. Der jüngste Sohn ist in einer Erziehungsanstalt. Ein Enkelkind ist zwei Jahre, das andere zehn Monate alt. Beide sind von der Mutter mit Syphilis im Munde infiziert. Jetzt wohnt sie mit Mann und Schwester in einem Zimmer, wo sie trotz ihrer Krankheit Besucher empfängt.

Der Armenarzt wird zur Familie D. in der Ackerstraße geholt, im Seitenhause auf dem Dachboden. Zwei Dachzimmer und ein Teil des Trockenbodens sind zu einem Raum vereinigt. Da die Wand aus rohen Brettern besteht, darf es keinen Ofen geben. Natürlich auch kein Gas. Die jüngste Tochter, 13 Jahre und neun Monate alt, soll ein Kind haben. Man besitzt nichts, absolut nichts. Alles ist leer. In diesem Raum befinden sich Mann, Frau und ältere Tochter, die als Fabrikarbeiterin bei Siemens zurzeit die ganze Familie mit einem Wochenlohn von 12 Mark erhält. Weiter ihr Bräutigam, ein arbeitsloser Maschinenschlosser mit 8 Mark 60 Pfennig wöchentlicher Arbeitslosenunterstützung. Er ist noch nicht zwanzig Jahre alt. Der Vater ist Maurergehilfe, seit vorigem Frühling an Gicht leidend. Die Mutter verdient ab und zu ein paar Mark durch Reinigung eines Versammlungssaales im Viertel und durch Zeitungsverkauf auf der Straße. Sie ernähren sich von altem Brot, welches sie bei einem Alteisen- und Lumpenhändler kaufen. Nur wenn sie Geld genug für Petroleum haben, wird aus diesem Brot eine Suppe gekocht. Der Bräutigam ist ein anständiger und aufgeweckter Bursch, der sein Bestes tut, um zu helfen. An diesem Abend besteht seine Beschäftigung darin, den Vater am Selbstmord zu hindern. Der hat nämlich schon mehrere Versuche gemacht, sich aufzuhängen, wovon frische blutunterlaufene Striemen am Hals Zeugnis ablegen.

Die junge Gebärende ist also noch nicht vierzehn Jahre alt. Eines Abends wurde sie auf einem Holzplatz von einem älteren Mann weggelockt, der sie mit einer Tafel Schokolade bezahlte. Einer, der dazu kam, als sie weinend auf einem Stein saß, gab an, Arzt zu sein. Er nahm sie mit auf sein Zimmer, gab ihr zu trinken und mißbrauchte sie. Als sie nach Hause kam, war sie betrunken. Selbstverständlich hatte sie keine Ahnung, wer die beiden Männer sind, von denen der eine Vater ihres Kindes ist. Sie hat Nierenentzündung und man meint, daß die Geburt ihr das Leben kosten oder eine Lähmung verursachen werde.

Sie will nicht ins Spital, sie *will* nicht. Sie liegt und schreit, während die Erwachsenen ratlos herumstehen. Zweimal in der Nacht versucht der Vater, sich zu töten, und die Tochter bekommt Weinkrämpfe. Die Zangengeburt geht vor sich. Das Kind ist tot. Es macht den Eindruck, als könnte man die jugendliche Mutter am Leben erhalten. Gegen Morgen aber bekommt sie einen Herzanfall und verlöscht. Am Tag darauf wirft sich der Vater vor den fahrenden Zug. Er hat sein Ziel erreicht.

Diese beiden Einzelfälle, für deren Wahrheit ich in allen Einzelheiten einstehe, könnten ins Endlose fortgesetzt werden.

Im Jahre 1924 begingen in Deutschland 23.000 Menschen Selbstmord laut offiziellem Bericht. Für 1925 nimmt man die doppelte Zahl an. Im Dezember gab es in Berlin allein sieben Selbstmorde täglich, ohne jene, die nicht als Selbstmorde, sondern als Herzschlag schonend verzeichnet waren. Hiezu [sic] [Hierzu] kommen die Verschwundenen, die Verunglückten und endlich die Zahl der Selbstmordversuche.

Die Ursachen sind fast immer Nahrungssorgen. Unter den Todesarten wird die billigste gewählt. Eine Gasschlange im Munde ist leicht zu haben und kostenlos, sofern das Gas noch nicht abgesperrt ist. Sich erhängen ist seltener, es erfordert eine Schnur, die das Gewicht des Körpers tragen kann, und einen Raum, in dem man allein ist. Einige werfen sich vom vierten Stock hinunter, andere vor den Zug oder den Straßenbahnwagen. Besonders häufig wählt man den Spreekanal, dies beweist am sichersten den Grad des Elends, denn Selbstmörder wählen sonst im Winter nie das Wasser.

Einer meiner Bekannten, der an der Spree wohnt, war im Laufe eines Monats zufälligerweise Zeuge dreier Selbstmordversuche in der Spree, von denen zwei gelangen. Gegenwärtig werden zu Abschreckungszwecken die Selbstmörder mit Gefängnis bestraft. Vielleicht wird dadurch erreicht, daß die Verunreinigung der Spree hintangehalten wird. Ein Sprung vom vierten Stock wird aber seine Wirkung nicht verfehlen.

Im Oktober wurde eine vierzigjährige Kanzleibeamtin verabschiedet. Ihr Vater, der Beamter gewesen war, hatte durch die Inflation alles verloren und Selbstmord begangen. Die Tochter erhielt sich und ihre Mutter. Nach ihrer Entlassung fristeten sie ihr Leben aus dem Verkauf von Kleidern und Möbeln. Da wurde die Miete fällig und sie mit Pfändung bedroht. Sie wuschen sich sorgfältig, zogen sich das letzte ordentliche Wäschestück an, jede nahm einen Schluck Opium aus einer alten Flasche und dann öffneten sie den Gashahn. Hand in Hand im Bette liegend, werden sie aufgefunden. Auf der Brust der Mutter liegt das Kirchenliederbuch – aufgeschlagen: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit“. . .

Ein blinder Mann, der beide Beine verloren hat, sitzt tagein tagaus auf der Straße, nahe dem Anhalter Bahnhof. Er sitzt auf den nackten Pflastersteinen, ohne auch nur eine Decke untergebreitet zu haben. Eines Tages sitzt er außergewöhnlich still. Sein Gesicht leuchtet weiß gegen die rote Hausmauer, gegen die er sich stützt. Noch am Abend sitzt er in der gleichen Stellung. Die Zigarrenkisten, gefüllt mit Zündholzschachteln, die er verkauft, liegen auf seinen Knien, die in Stümpfen enden. Der Schutzmann entdeckt, daß er schon seit mehreren Stunden tot ist. Aegerlich [sic] [Ärgerlich] bemerkt er: „Nein, so was, wie setzt sich ein verständiger Mensch bei diesem Wetter aufs Trottoir.“ Dann wird er weggeschafft. . . .

In dem Haus, in dem ich in Berlin wohnte, hielt die Nachtwache ein Mann von 82 Jahren, ein feiner, lieber, alter Mann, der nie klagte. Von 6 Uhr abends bis 8 Uhr morgens hatte er Dienst und durfte nicht schlafen. Während dieser Zeit hatte er in dem Pelzgeschäft, welches durch zwei Etagen ging, den Fußboden glänzend zu bohnen, die Fenster zu putzen, Staub zu wischen und alles in Ordnung zu bringen. Wenn er dann am Morgen nach Hause kommt, hat er für einen kriegsinvaliden Sohn und das Enkelkind, das in der Lehre steht, das Essen zu bereiten. Außerdem muß er für beide nähen und flicken, Einkäufe machen und die Wohnung reinigen. Nicht immer reicht das Geld fürs Mittagessen, „aber,“ sagt er, „eine dicke Stulle mit einer dünnen Wurst draufgelegt ist ebenso gut“. Seine einzige Sorge besteht darin, was aus seinem Sohn wird, wenn er die Neunzig erreicht haben wird. „Länger,“ meinte er, „werde ich das Nachtwachen wohl nicht aushalten.“

So sind die Verhältnisse in Berlin im Frühling 1926.

Berliner Not im Frühling 1926.

Von Karin Michaelis.

In Berlin war am 1. Februar jeder 16. Mensch erwerbslos und jeder 21. erwerbslos ohne Unterstützung. — Sprechende Zahlen. Dann der unabsehbare Zug von Invaliden, Kriegervitwen, zugrunde gegangenen Kleinrentnern, Pensionisten, kurz alles Leute, die nicht davon leben können, was ihnen der Staat gibt.

Der Chef eines großen Berliner Warenhauses erzählte unlängst bei einer Mittagsgesellschaft, wie er, in Erwartung eines guten Weihnachtsgeschäftes, 75 Aushilfskräfte engagiert hätte; gegen ein Honorar von 50 Mark sollten sie die letzten zehn Tage vor Weihnachten in seinem Geschäft arbeiten. Das Warenhaus liegt in einem Arbeiterviertel. Als ihm Anfang Dezember klar wurde, daß es kein Weihnachtsgeschäft geben würde, rief er die 75 Aushilfskräfte zusammen und bot ihnen zehn Mark Abfertigung an. Am 15. Dezember versammelte er sein ständiges Personal und verabschiedete zwei Drittel und teilte dem letzten Drittel mit, sie müßten fortan um die Hälfte ihres Gehaltes bleiben oder sie könnten gehen. Niemand ging.

Ein festangestellter Eisenbahner, der seit 32 Jahren im Dienst steht und trotz des festgelegten Achtstundentages oft vierzehn Stunden täglich arbeiten muß, bekommt dafür wöchentlich 23 Mark 60 Pfennig. Die Familie besteht aus Frau, einer gichtkranken Tochter, einem Sohn, der Kriegsinvalid ist, einer Schwiegertochter und drei kleinen Kindern. Die Invalidenrente des Sohnes beträgt 21 Mark im Monat. Die Frau und die Schwiegertochter nähen Blusen und können zusammen 8 Mark wöchentlich verdienen. Die Summe von 33 Mark wöchentlich muß reichen, um fünf Erwachsene und drei Kinder mit Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Kleidung, Essen, Gewerkschaftsbeiträgen und obligatorischer Krankenkasse zu erhalten. Am Weihnachtstag fiel die Frau auf der Straße und brach den rechten Arm, so daß sie mit mindestens viermonatiger Arbeitsunfähigkeit rechnen muß. Sie wird in der Poliklinik der Universität behandelt, wo sie täglich 50 Pfennig für eine Thermalbehandlung und 20 Pfennig Trinkgeld auszuliegen hat. Der alte Familienvater hoffte auf eine Lohnerhöhung zwischen 2 und 10 Pfennig die Stunde. Der Betriebsrat hat diese Erhöhung für die Eisenbahner verlangt. Die Gesellschaft hat sie glatt verweigert. Zur gleichen Zeit aber hielten die Direktoren einen Bierabend ab, der 3600 Mark kostete. Zur gleichen Zeit wird im Direktionsgebäude eine neue Toilette eingerichtet, in der schon die Waschküffel allein 8000 Mark kostet.

Deutschland hat jedes Jahr 800.000 Totgeburten. In Berlin sterben 11 Prozent der Kinder als Säuglinge. Durch eine private Untersuchung im Armenviertel Moabit, das nicht zum schlimmsten in Berlin gehört, erfuhr man, daß 18 Prozent aller Kinder in ihrem ersten Lebensjahr keine Milch zu kosten bekommen haben und 6 Prozent bis zum Alter von vier Jahren. 8 Prozent der Moabiter Kinder haben bis zum Ende ihres zweiten Lebensjahres den licht- und sonnenlosen Raum, in dem sie geboren wurden, nicht verlassen. Kein Wunder, daß Rhachitis, Tuberkulose, Magen- und Darmkatarrhe in diesem Kinderbezirk endemisch sind. 32 Prozent von allen in Berlin geborenen Kindern kommen mit venerischen Augenentzündungen zur Welt. Die Wohnungsverhältnisse, die zwölf Menschen verschiedenen Alters und Geschlechtes in den gleichen Raum zwingen, Eltern, Kinder und Mieter in einem Bett, verchaffen schon kleinen Kindern übertragene Geschlechtskrankheiten, und zwar direkt und indirekt.

Die Familie G. lebte bis 1920 in Schlesien als Landarbeiter, dann zog sie mit etwas erspartem Geld nach Berlin und fing einen Gemüsehandel an. Die Familie bestand aus Mann, Frau, drei Töchtern und drei Söhnen. Ein halbes Jahr ging es gut. Die Mutter der Frau kam aus Schlesien nach, um bei ihnen zu wohnen. Da fing der Mann zu trinken an und vernachlässigte das Geschäft. Nun mußte man in ein Hinterhaus ziehen. Die älteste Tochter heiratete, die anderen erwachsenen Kinder versuchten, die Familie über Wasser zu halten. Der Vater wurde ins Gefängnis gesteckt, weil er sich an seiner jüngsten Tochter verging (kein Mitglied der Familie war je vorher in Konflikt mit dem Gesetz geraten).

Drei Jahre später ist das Bild das folgende: Die Mutter und Großmutter leben mit den Kindern der ältesten Tochter zusammen und zeitweise mit dem Vater, wenn er nicht gerade wegen neuer Sittlichkeitsvergehen im Gefängnis sitzt. Sie leben in einem Kohlenkeller im zweiten Hinterhause. Im Raum ist kein Fenster, nur ein Lustloch, kaum zwanzig Zentimeter im Quadrat, mit Drahtnetz und ohne Glas. Die alte Frau hat noch ihr Bett, aber kein Bettzeug. Sie schläft darin mit den kleinen Kindern, bedeckt mit alten Kohlenfäcken, während die Mutter auf dem bloßen Boden ihr Nachtlager sucht. Sie trinkt. Die älteste Tochter und ihre Schwester suchen ihren Erwerb auf der Straße. Ihr Mann ist beider Ruhhalter. Das jüngste Mädchen ist aus dem Pflegeheim gerückt, und man vermutet, daß sie mit einem Zirkus in Polen herumwandert. Der älteste Sohn, der letztes Jahr arbeitslos war, ist straffällig geworden, weil er, um einem Freund zu helfen, dessen Gefängnisstrafe auf sich nahm. Der zweitälteste Sohn ist chronisch arbeitslos. Seine Braut erhält ihn durch Prostitution. Der jüngste Sohn ist in einer Erziehungsanstalt. Ein Enkelkind ist zwei Jahre, das andere zehn Monate alt. Beide sind von der Mutter mit Syphilis im Munde infiziert. Jetzt wohnt sie mit Mann und Schwester in einem Zimmer, wo sie trotz ihrer Krankheit Besucher empfängt.

Der Armenarzt wird zur Familie D. in der Ackerstraße geholt, im Seitenhause auf dem Dachboden. Zwei Dachzimmer und ein Teil des Trockenbodens sind zu einem Raum vereinigt. Da die Wand aus hohen Brettern besteht, darf es keinen Ofen geben. Natürlich auch kein Gas. Die jüngste Tochter, 13 Jahre und neun Monate alt, soll ein Kind haben. Man besitzt nichts, absolut nichts. Alles ist leer. In diesem Raum befinden sich Mann, Frau und ältere Tochter, die als Fabrikarbeiterin bei Siemens zurzeit die ganze Familie mit einem Wochenlohn von 12 Mark erhält. Weiter ihr Bräutigam, ein arbeitsloser Maschinenschlosser mit 8 Mark 60 Pfennig wöchentlicher Arbeitslosenunterstützung. Er ist noch nicht zwanzig Jahre alt. Der Vater ist Maurergehilfe, seit vorigem Frühling an Sicht leidend. Die Mutter verdient ab und zu ein paar Mark durch Reinigung eines Versammlungssaales im Viertel und durch Zeitungsvverkauf auf der Straße. Sie ernähren sich von altem Brot, welches sie bei einem Alteisen- und Lumpenhändler kaufen. Nur wenn sie Geld genug für Petroleum haben, wird aus diesem Brot eine Suppe gekocht. Der Bräutigam ist ein anständiger und aufgeweckter Bursch, der sein Bestes tut, um zu helfen. An diesem Abend besteht seine Beschäftigung darin, den Vater am Selbstmord zu hindern. Der hat nämlich schon mehrere Versuche gemacht, sich aufzuhängen, wovon frische blutunterlaufene Striemen am Hals Zeugnis ablegen.

Die junge Gebärende ist also noch nicht vierzehn Jahre alt. Eines Abends wurde sie auf einem Holzplatz von einem älteren Mann weggelockt, der sie mit einer Tafel Schokolade bezahlte. Einer, der dazu kam, als sie weinend auf einem Stein saß, gab an, Arzt zu sein. Er nahm sie mit auf sein Zimmer, gab ihr zu trinken und mißbrauchte sie. Als sie nach Hause kam, war sie betrunken. Selbstverständlich hatte sie keine Ahnung, wer die beiden Männer sind, von denen der eine Vater ihres Kindes ist. Sie hat Nierenentzündung und man meint, daß die Geburt ihr das Leben kosten oder eine Lähmung verursachen werde.

Sie will nicht ins Spital, sie will nicht. Sie liegt und schreit, während die Erwachsenen ratlos herumstehen. Zweimal in der Nacht versucht der Vater, sich zu töten, und die Tochter bekommt Weinkrämpfe. Die Fingengeburt geht vor sich. Das Kind ist tot. Es macht den Eindruck, als könnte man die jugendliche Mutter am Leben erhalten. Gegen Morgen aber bekommt sie einen Herzanfall und verliert sich. Am Tag darauf wirft sich der Vater vor den fahrenden Zug. Er hat sein Ziel erreicht.

Diese beiden Einzelfälle, für deren Wahrheit ich in allen Einzelheiten einstehe, könnten ins Endlose fortgesetzt werden.

Im Jahre 1924 begingen in Deutschland 23.000 Menschen Selbstmord laut offiziellem Bericht. Für 1925 nimmt man die doppelte Zahl an. Im Dezember gab es in Berlin allein sieben Selbstmorde täglich, ohne jene, die nicht als Selbstmorde, sondern als Herzschlag schonend verzeichnet waren. Hierzu kommen die Verschwundenen, die Verunglückten und endlich die Zahl der Selbstmordversuche.

Die Ursachen sind fast immer Nahrung Sorgen. Unter den Todesarten wird die billigste gewählt. Eine Gasschlange im Munde ist leicht zu haben und kostenlos, sofern das Gas noch nicht abgesperrt ist. Sich erhängen ist seltener, es erfordert eine Schnur, die das Gewicht des Körpers tragen kann, und einen Raum, in dem man allein ist. Einige werfen sich vom vierten Stock hinunter, andere vor den Zug oder den Straßenbahnwagen. Besonders häufig wählt man den Spreekanal, dies beweist am sichersten den Grad des Glends, denn Selbstmörder wählen sonst im Winter nie das Wasser.

Einer meiner Bekannten, der an der Spree wohnt, war im Laufe eines Monats zufälligerweise Zeuge dreier Selbstmordversuche in der Spree, von denen zwei gelangen. Gegenwärtig werden zu Abschreckungszwecken die Selbstmörder mit Gefängnis bestraft. Vielleicht wird dadurch erreicht, daß die Verunreinigung der Spree hintangehalten wird. Ein Sprung vom vierten Stock wird aber seine Wirkung nicht verfehlen.

Im Oktober wurde eine vierzigjährige Kanzleibeamte verabschiedet. Ihr Vater, der Beamter gewesen war, hatte durch die Inflation alles verloren und Selbstmord begangen. Die Tochter erhielt sich und ihre Mutter. Nach ihrer Entlassung fristeten sie ihr Leben aus dem Verkauf von Kleidern und Möbeln. Da wurde die Miete fällig und sie mit Pfändung bedroht. Sie wuschen sich sorgfältig, zogen sich das letzte ordentliche Wäschestück an, jede nahm einen Schluck Opium aus einer alten Flasche und dann öffneten sie den Gashahn. Hand in Hand im Bette liegend, werden sie aufgefunden. Auf der Brust der Mutter liegt das Kirchenliederbuch — aufgeschlagen: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit“ . . .

Ein blinder Mann, der beide Beine verloren hat, sitzt tagein tagaus auf der Straße, nahe dem Anhalter Bahnhof.

Er sitzt auf den nackten Pflastersteinen, ohne auch nur eine Decke untergebreitet zu haben. Eines Tages sitzt er außergewöhnlich still. Sein Gesicht leuchtet weiß gegen die rote Hausmauer, gegen die er sich stützt. Noch am Abend sitzt er in der gleichen Stellung. Die Zigarrenkisten, gefüllt mit Rindholzschnitzeln, die er verkauft, liegen auf seinen Knien, die in Stümpfen enden. Der Schutzmann entdeckt, daß er schon seit mehreren Stunden tot ist. Aergerlich bemerkt er: „Rein, so was, wie setzt sich ein verständiger Mensch bei diesem Wetter aufs Trottoir.“ Dann wird er weggeschafft. . .

In dem Haus, in dem ich in Berlin wohnte, hielt die Nachtwache ein Mann von 82 Jahren, ein feiner, lieber, alter Mann, der nie klagte. Von 6 Uhr abends bis 8 Uhr morgens hatte er Dienst und durfte nicht schlafen. Während dieser Zeit hatte er in dem Pelzgeschäft, welches durch zwei Etagen ging, den Fußboden glänzend zu bohnen, die Fenster zu putzen, Staub zu wischen und alles in Ordnung zu bringen. Wenn er dann am Morgen nach Hause kommt, hat er für einen kriegsinvaliden Sohn und das Enkelkind, das in der Lehre steht, das Essen zu bereiten. Außerdem muß er für beide nähen und flicken, Einkäufe machen und die Wohnung reinigen. Nicht immer reicht das Geld fürs Mittagessen, „aber,“ sagt er, „eine dicke Stulle mit einer dünnen Wurst draufgelegt ist ebenso gut“. Seine einzige Sorge besteht darin, was aus seinem Sohn wird, wenn er die Neunzig erreicht haben wird. „Länger,“ meinte er, „werde ich das Nachtwachen wohl nicht aushalten.“

So sind die Verhältnisse in Berlin im Frühling 1926.